



Endlichkeit und Ewiges Leben. Zur Mystik des Todes

Dorothee Sölle

Vortrag am 6. Mai 2001 im Rahmen der Jahrestagung der Internationalen Erich-Fromm-Gesellschaft in der Reinhardswaldschule in Fulda bei Kassel zum Thema „Worin suchen wir unser Heil? Erich Fromm und religiöses Erleben heute“. Erstveröffentlichung des Vortrags „Endlichkeit und Ewiges Leben. Zur Mystik des Todes,“ in: *Fromm Forum* (German edition), Tübingen (Selbstverlag), No. 6 (2002), S. 30-38.

⇒ Hinweis: Die in eckigen Klammern gesetzten Textteile gehen über das Manuskript hinaus und wurden aus dem Stegreif gesprochen.

I. Singen gegen den Tod

[Liebe Freundinnen und Freunde, meine Damen und Herren!

Ich beginne mit einer Anekdote aus meinem Leben. Sie fand im Jahr 1960 statt; ich war mit der ersten Reise, die von der christlich-jüdischen Gesellschaft nach Israel ging, in Jerusalem. Ich hatte einem Menschen, den ich sehr verehere, Martin Buber, einen Brief geschrieben, ob ich ihn besuchen könne. Er sagte zu, und ich, damals eine junge Lehrerin, kam zu ihm. Er sagte nichts, und ich konnte vor Schreck auch nichts sagen, es fiel mir nichts ein. Ich dachte, 'um Gottes Willen, was mache ich denn jetzt?' Ich hatte mich in meinem Brief als Theologin vorgestellt - und dann sagte er plötzlich den Satz: „Theo-logie – wie machen Sie das denn überhaupt? Es gibt doch keinen Logos von Gott! Es gibt Dentologie, Zahnheilkunde, Zoologie und Tausende von Logien, aber in dieser Form kann man doch nicht von G-o-t-t reden!“ Das hat mich dann sehr zum Nachdenken gebracht für die nächsten 40 Jahre, und ich habe versucht, andere Sprachen zu finden als die theologische, gegen deren wissenschaftlichen Anspruch ich immer kritischer werde. Eine Sprache davon ist, was ich jetzt immer wieder mache: die Theopoesie. Ich versuche, in anderen Formen über diese Fragen zu reden. Ich beginne deshalb mit einem kleinen meditativen Text.

Gegen den Tod

Ich muss sterben
aber das ist auch alles
was ich für den Tod tun werde

Alle ändern ansinnen
seine Beamten zu respektieren
seine Banken als menschenfreundlich
seine Erfindungen als Fortschritte der Wissenschaft
zu feiern werde ich ablehnen

All den anderen Verführungen
zur milden Depression
zur geölten Beziehungslosigkeit
zum sicheren Wissen
dass er ja sowieso siegt
will ich widerstehen

Sterben muss ich
aber das ist auch alles
was ich für den Tod tu

Lachen werd ich gegen ihn
Geschichten erzählen
wie man ihn überlistet hat
und wie die Frauen ihn
aus dem Land trieben

Singen werd ich
und ihm Land abgewinnen
mit jedem Ton

Aber das ist auch alles

(aus: zivil und ungehorsam. Gedichte. 1990)



Endlichkeit und Ewiges Leben zusammendenken zu können, ist ein Ziel, an das ich mich langsam herantaste. Ich würde gern noch ein Kapitel zu meinem Lebenswerk „Mystik und Widerstand“ hinzufügen, das ich damals aufgeschoben habe. Ich möchte gerne den Tod als einen Ort mystischer Erfahrung beschreiben. Ich habe in dem Buch ja über Orte mystischer Erfahrung geschrieben: Natur, Erotik, Leiden, Gemeinschaft, Freude. Und dazu sollte noch eine Mystik des Todes kommen. Der Vortrag, den ich hier halten will, ist ein erster Versuch zu diesem Unternehmen.

Die Theologie der Befreiung, die das entscheidend Neue in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war, hat für mich eine deutliche Diesseitsorientierung klargemacht. Der Gott, der auf das Schreien seines Volkes in Ägypten hört, macht uns jetzt und hier frei, nicht in einem Jenseits. Die Übersetzung des griechischen Wortes *'soteria'*, das eigentlich Rettung bedeutet aus Schiffbruch oder aus Sklaverei, als „Befreiung“ anstelle von „Erlösung“ war für mich eine theologische Entlastung von überflüssigem, so empfand ich es, Ballast. Befreiung zum Leben ist sehr viel mehr als Erlösung vom Leben. Das schreckliche Gebet „Lieber Gott, mach mich fromm, dass ich in den Himmel komm“ fand ich aus zwei Gründen unerträglich: Einmal, weil es ein „do ut des“, einen kapitalistischen Deal ausdrückt: Wenn ich dir etwas gebe, musst du mir auch etwas geben. Zum anderen, weil ich nicht später in den Himmel wollte, sondern, mit Heinrich Heine, „hier auf Erden schon“.

Die Hauptschwierigkeit, die ich mit der Tradition hatte, war das Problem meiner Generation mit dem „Herrn der alles so herrlich regieret“, wie es im Kirchenlied heißt. [Ich habe auf dem Kirchentag 1965 - damals war mein erster größerer öffentlicher Auftritt - darüber gesprochen, dass ich diesen Herrn nicht loben könnte nach Auschwitz. Wie konnte man nach allem, was geschehen war, immer noch so reden? „Denke daran, was der Allmächtige kann, der dir mit Liebe begegnet“ - und wo war der in Auschwitz? Bei mir führten diese Fragen zu einer „Theologie nach dem Tode Gottes“ und zu „Atheistisch an Gott glauben“ - so heißen die Titel meiner ersten Bücher. Widersprüchliche Aussagen, dialektische Formulierungen, die sich erst

später mit Hilfe der sich entwickelnden feministischen Theologie und vor allem durch mein Buch zur Mystik (1997) , an dem ich zwanzig Jahre lang gearbeitet habe, klärten.

Erich Fromms Kritik an der autoritären, auf Gehorsam und Ergebenheit zielenden Religion hat mir sehr geholfen. Aber noch wichtiger waren seine Verweise auf ein humanistisch-utopisches Verständnis der biblischen Tradition, vor allem der Propheten. Ich zitiere aus einem Aufsatz von meinem Mann, Fulbert Steffensky, und mir aus der Zeitschrift *Concilium* von 1975 über humanitäre und autoritäre Religion:

Aber diese religiöse Erfahrung des Einsseins mit dem Ganzen, die größere Freude und größere Verwundbarkeit einschließt, ist nur für einen möglichen Typ von Religion konstituierend, den Typ „humanitärer“ im Gegensatz zu „autoritärer“ Religion. Diese ursprünglich von Erich Fromm getroffene Unterscheidung steht quer zu den herkömmlichen Unterscheidungen der Religionen, z. B. in theistische und nicht-theistische. Autoritäre Religion ist die Anerkennung einer höheren unsichtbaren Macht, die Anspruch auf Gehorsam, Verehrung und Anbetung hat. Gott ist machtvolle Autorität, der Mensch macht- und bedeutungslos, die „Empfindung der eigenen Nichtigkeit macht den Grundgehalt aller autoritären Religionen aus. ... Der Wert des Menschen besteht gerade in der Verleugnung seines Wertes und seiner Stärke.“ (Zit. nach E. Fromm, *Psychoanalyse und Religion*, GA VI, S. 249). Das wesentliche Element autoritärer Religion ist demnach die Unterwerfung unter eine Macht jenseits des Menschen, die Haupttugend dementsprechend der Gehorsam.

Die humanitäre Religion, worunter Fromm zum Beispiel den Frühbuddhismus, den Taoismus, die Lehren Jesajas, Jesu, Sokrates', Spinozas, gewisse Strömungen in jüdischer und christlicher Religion (besonders die Mystik) und die Religion der Vernunft in der Französischen Revolution rechnet, bewegt sich primär um den Menschen und seine Stärke. „Die vorwiegende Stimmung ist Freude, während sie in autoritären Reli-



gionen in Kummer und Schuldgefühl besteht.“ Das Ziel einer solchen Religion besteht darin, dass der Mensch seine größte Stärke erreicht, nicht seine äußerste Ohnmacht. Tugend ist hier Selbstverwirklichung, nicht Gehorsam.

Einer meiner Lieblingsätze aus Erich Fromms *Psychoanalyse und Religion* (GA VI, S. 290) heißt:

Der wahre Konflikt spielt sich nicht ab zwischen Gottgläubigkeit und Atheismus, sondern zwischen einer humanistischen religiösen Einstellung und einer Haltung, die dem Götzendienst gleichkommt, unabhängig davon, wie diese Haltung sich im bewussten Denken ausdrückt - oder verkleidet.

Dazu möchte ich eine kleine Geschichte erzählen: In Auschwitz gab es von September 1943 bis Juli 1944 ein Familienlager, in dem Kinder lebten, die aus Theresienstadt überführt waren und - zur Irreführung der Weltöffentlichkeit - Postkarten schrieben. In diesem Lager wurde - und jetzt kommt eine Auferstehungsgeschichte - in verschiedenen Formen Erziehung betrieben. Kinder, die bereits fürs Gas bestimmt waren, lernten Französisch, Mathematik, Musik. Die Erziehenden arbeiteten in vollem Bewusstsein der ausweglosen Situation. Selber weltlos, brachten sie die Erkenntnis von Welt bei. Selber vernichtet, lehrten sie das Nicht-Vernichten, das Leben. Selber entwürdigt, stellten sie die Würde des Menschen wieder her. Es mag einer sagen: „Es hat ihnen nichts genützt.“ Aber so sprechen die Heiden. Lasst uns lieber sagen, es macht einen Unterschied. Gott, lasst uns ganz diesseitig sagen, macht einen Unterschied.

1975 hat Fromm in der Antwort auf das Referat von Alfons Auer auf das EINE verwiesen als „ein Prinzip, das keinen Namen hat, das nicht nachgebildet werden kann, während die Götzen Dinge sind, die der Mensch selbst aufbaut. Götzen sind das Werk der Hände des Menschen, denen er sich unterwirft.“ Er unterscheidet dann die Gottheit von dem ihm problematischen „Gott, der geschaffen hat, der belohnt und bestraft.“ Die radikalen Humanisten, die Fromm vertritt, können zwar „jene theistischen Ausprä-

gungen der Idee des EINEN ... poetisch noch verstehen, sie aber nicht mehr als ihre Sprache ansehen.“ (*Fromm Forum*, 3/1999, S. 39f.)

Meine Frage an Fromm in diesem Zusammenhang wäre, welche Sprache diese radikalen Humanisten denn dann reden - oder verstummen sie einfach, wenn sie diese Sprache poetisch zwar noch verstehen, aber nicht reden? Muss es nicht eine andere Sprache des Humanismus geben, genügt denn die wissenschaftliche Ausdrucksweise? Ist diese, alle anderen Sprachen verbietende und überholende Sprache nicht auch eine Art von Götzendienst? Mir ist seit dem Beginn des neuen Jahrhunderts, den ich gern im Jahre 1989, also mit der Wende und der ihr folgenden Alleinherrschaft des Kapitalismus ansiedle, ein alter Satz von Martin Luther wieder eingefallen. Er heißt: „Die Vernunft ist eine Hure“ – also wenn man zahlt, schläft sie mit jedem, und ein Blick auf die Gentechnologie bestätigt Luther.

Das Verstummen der humanistischen Sprache seit 1989 ist sicher eine der Ursachen des Vergessens, in das Fromm an so vielen Stellen heute gefallen ist. Die, wie ich es oft empfinde, totalitäre Herrschaft der technokratischen Wissenschaftssprache ist eines der fundamentalen Probleme, das uns auf die alten Menschheits-sprachen der religio zurückweist. Was heißt denn da, frage ich Erich Fromm „poetisch *noch* verstehen können“, wenn wir aufgegeben haben, diese Sprachen zu sprechen? So sehr ich mit Fromm übereinstimme, dass die Alternative zu Gott die Verehrung von Götzen ist - ein Grundgedanke des Judentums und auch der Reformatoren [Luther sagt: Reittier ist der Mensch immer, entweder reitet der Teufel auf ihm oder Christus], der sozureden die heute vielfach herrschende Illusion von postreligiösem Sein und Denken unterläuft - so kritisch bin ich gegen seine Angst vor religio und ihren Bindungen. Ich halte das nicht für richtig. Aber manchmal denke ich, vielleicht ist Erich Fromm jüdischer gewesen als er selber wahrhaben wollte.

II. Jüdischer werden

Ich beginne wieder mit einem kleinen poetischen Text zu der Geschichte von Jakobs Kampf



mit dem Engel:

Gebet zu ersten Mose 32 Vers 23 bis 33

Jede von uns hat einen engel
laß uns ihn erkennen'
auch wenn er als blutgieriger dämon
kommt

jeder von uns hat einen engel
der auf uns wartet
laß uns nicht vorbeirasen am jabbok
und die furt versäumen

Auf uns wartet ein engel

Jeder von uns kämpft mit gott
laß uns dazu stehen
auch wenn wir geschlagen werden
und verrenkt
jede von uns kämpft um gott
der darauf wartet
gebraucht zu werden

Auf uns wartet ein kampf

Jede von uns wird gesegnet
laß uns daran glauben
auch wenn wir aufgeben wollen
gib uns die dreistigkeit mehr zu verlangen
mach uns hungrig nach dir
lehr uns beten ich laß dich nicht
das kann doch nicht alles sein

Auf uns wartet ein segen

Jeder von uns hat einen geheimen namen
er ist in gottes hände geschrieben
die uns lieben lesen ihn
eines tagen wird man uns nennen
land der versöhnung
bank die ihren schuldnern vergibt
brunnenbauerin in der wüste

Auf uns wartet gottes name

(aus: zivil und ungehorsam. gedichte. 1990)

Ich bin in den letzten 15 Jahren immer jüdischer geworden. Das bedeutet für mich nicht ein Rückfall in die autoritären Formen der Religion, wohl aber eine Wahrnehmung der Aufarbeitung einer Nach-Auschwitz-Theologie an verschiedenen Stellen. Dass Auschwitz, weil Gott es zugelassen hat, auch von Gott gewollt sei, weil nichts

auf Erden ohne seinen Willen geschieht, ist ein fundamentalistischer Irrtum (vgl. mein Buch „Es muss doch mehr als alles geben“). Jüdische Denker wie Abraham Joshua Heschel haben davon gesprochen, dass Gott die Menschen braucht: „God in need of men“. Gott braucht Freundinnen und Freunde, sonst hat er keine Macht. In Auschwitz war Gott keineswegs machtvoller Potentat, sondern klein und schwach, weil fast ohne Freundinnen und Freunde in Deutschland. Der Gedanke der Macht Gottes muss neu und anders gedacht werden als in der herrschenden Theologie.

In diesen Zusammenhang möchte ich einige Grundgedanken der feministischen Theologie einbringen, weil sie genau an der Frage der Macht grundlegende neue Erkenntnisse verbreitet hat. Man braucht ja nicht sehr viel Freud gelesen zu haben, um zu verstehen, welcher Teil der Menschheit so sehr am Aufbau des Begriffs der „Omnipotenz“ interessiert war! Feministisch gedacht ist gute Macht, die wir auch Gottes Macht nennen können, immer sich verteilende Macht. Sie ermächtigt andere. „Power is empowerment“, dies ist ein feministischer Grundsatz, und alle Macht, die einer oder eine für sich haben und sichern will, ist jedenfalls nicht Macht Gottes.

Wir brauchen ein anderes Verständnis von Gegenseitigkeit. Dies ist ebenfalls ein zentraler Grundbegriff der systematischen feministischen Theologie, er ersetzt den im sexistischen Denken verwurzelten Begriff der Herrschaft. Gegenseitigkeit ist eine andere Beziehung als die, die wir mit Herrschaft kennzeichnen. Dass das Reich Gottes im Neuen Testament mit einem Königswort (*basileia*) wiedergegeben wird, berechtigt nicht dazu, es auf Herrschaft zu reduzieren, wie etwa in Karl Barths Übersetzung: die „Königsherrschaft Gottes“. Aber gerade das ist in der herrschenden Theologie immer wieder geschehen.

Eine gerechte Beziehung sowohl zwischen den Menschen wie zwischen Gott und den Menschen braucht andere Formen des Miteinander. Ihre Grundlagen sind im Personalismus des jüdischen Denkens, also bei Rosenzweig, Buber, Levinas, verwurzelt. Die Beziehung zwischen Menschen ist nicht als eine Zutat zur Substanz, nicht als eine bloß je und dann aktualisierte Möglich-



keit anzusehen, sondern wir müssen sie als *arché*, als den Ursprung, das „im Anfang“ der Schöpfungsgeschichte begreifen. „Im Anfang“ war die Beziehung (Buber). Nicht das einsame Ich oder die einsame Gottheit ist Ausgangspunkt feministischen Denkens, sondern die Beziehunghaftigkeit, die Relationalität, in deren Prozess Gott und die Menschen erst werden. Gott inkarniert sich, gebiert sich neu in die Welt, und die Menschen handeln gottgemäß, indem sie Gerechtigkeit und Liebe realisieren, um so Gott real, inkarniert, zur Welt zu bringen. Dieser Prozess, den die feministische Theologin Carter Heyward „godding“ nennt, ist nur in Gegenseitigkeit möglich. Ich habe mich mit diesem Wort schwer getan, es ist schwer zu übersetzen - „vergöttlichen“ ist ein gräßliches Wort -, aber ich respektiere ihre Art des Denkens.

Sie enthält zwei Elemente: Angewiesenheit, Bedürftigkeit, das Brauchen des anderen, um zum Leben zu kommen, und befreiende kreative Kraft, Lebendigkeit, die gebraucht wird. Ich brauche dich, und ich werde gebraucht. Du brauchst mich, und du wirst gebraucht. Wir sind beziehungsfähig und auf Beziehung angewiesene, relationale Wesen. Gegenseitigkeit ist mehr als bloßes Geben und Nehmen im Sinne des aufklärten Selbstinteresses, das ja die Grundlage des Kapitalismus ist, bei dem die Substanz der Gebenden und Nehmenden unverändert bleibt. Es ist mehr - mehr auch darum, weil im liberalen Verständnis des Austauschs die Frage der Macht ausgeklammert wird. Im Prozess der Gegenseitigkeit wird die Machtfrage dagegen gestellt und feministisch, d.h. nicht durch Herrschaft und Überlegenheit, sondern durch Teilen, durch wunderbare Machtvermehrung beantwortet. Gute Macht ist gegenseitige Macht, sie gibt anderen Anteil an der Macht des Lebens, das, was der Begriff *empowerment* bedeutet. Sie überwältigt nicht, sondern befähigt. Gott als die Macht-in-Beziehung zu denken heißt auch zu verstehen, dass jede Macht, die wir oder andere so benutzen, dass wir uns nicht gegenseitig ermächtigen, ein Missbrauch ist.

Die traditionelle Theologie hat Gegenseitigkeit nicht erreicht, weil sie Gott einseitig als schaffende, erhaltende, schenkende, richtende Kraft ansah. Das Verhältnis von Gott zum Menschen wurde nach dem patriarchalen Geschlech-

terverhältnis gedeutet: aktiv und passiv, Leben schaffen und Leben empfangen, Befehlen und Gehorchen bzw. Sich-Empören. Lange Zeit artikulierte die Theologie Gott in dem, was dem patriarchalen Denken das Höchste zu sein schien: König, Feldherr, Sieger, Richter, Vater. Diese Bilder schließen echte Gegenseitigkeit aus, auch wenn sie eine Teilwahrheit artikulieren. Darum hat gute traditionelle Theologie die Teilwahrheit immer dialektisch korrigiert und von Gott auch als Knecht, Gefangenem, Angeklagtem und Elendem, auch als Mutter gesprochen (z. B. Martin Luther). Diese Dialektik reicht aber nicht aus, wirkliche Gegenseitigkeit zu denken.

Ein Hauptproblem der gegenwärtigen Kirche ist, dass sie die Menschen nicht als Erwachsene behandelt, weil sie nur die einseitige Beziehung artikuliert. „Gott ist gut, er beschützt uns, er wärmt uns, er tröstet uns“ wird in vielen Dialekten inszeniert und gepredigt. [Ich kannte eine Kindergärtnerin, die einem leicht behinderten Kind beigebracht hat: Du bist ganz toll. Nächste Woche kannst Du auch so hoch springen wie die anderen. Und überhaupt hast Du das feinste Haar. Gott hat Dich nämlich lieb.“ So etwas ist wunderbar, ein großes Ereignis, empowerment für dieses Kind. Es reicht aber allein nicht aus.] Es sind einseitige Aussagen, die nicht wissen, dass sie falsch werden, wenn sie sich nicht - gegenseitig - ergänzen lassen. [Wenn nicht irgendwann dieses Kind auch dazu kommt: „Gott braucht mich. Ich soll ihn wärmen. Ihm soll nämlich manchmal auch sehr kalt, wenn er sich diesen Laden hier ansieht“. Ich kann Gott lieben – das steht überall geschrieben! Ich verstehe überhaupt nicht, dass die Kirchen so dumm sind. Es ist mir manchmal ein Rätsel, wie eine so deutliche Aussage wie das erste Gebot: Du sollst Gott lieben über alle Dinge, vergessen wird.] Unsere Abhängigkeit von Gott ist nicht die biologische und nicht die - früher für den Säugling absolute - Abhängigkeit eines Kindes von seinen Eltern. Es ist „freiwillige Abhängigkeit“, die Goethe als den „schönsten Zustand“ bezeichnet. „Und wie wäre er möglich ohne Liebe?“

„Freiwillige Abhängigkeit, der schönste Zustand - und wie wäre er möglich ohne Liebe?“ (Goethe, Wahlverwandtschaften) Der Zeitgeist vergötzt die Unabhängigkeit des Individuums,



behauptet uns selber als autark, sich selbst genügend. Aber ist das genug zum Glück? Die wirklichen Beziehungen zwischen Menschen sind immer ein Angewiesensein, ein einander Brauchen, eine co-dependency, die sich selber freiwillig abhängig macht. Wir sind einfach kleiner, dümmer, häßlicher ohne die Liebe, und je tiefer unsere Beziehung zum anderen ist, desto mehr wissen wir, wie es im Volkslied einmal heißt: „Ohne dich kann ich nicht leben, ohne dich kann ich nicht sein.“ Ich kann zwar vielleicht essen oder „genießen“ oder mich amüsieren, aber ich kann nicht „sein“. Ich muss nicht mein eigenes Lebensbrot backen, ich muss nicht meine eigene Kraftspenderin oder mein Tröster sein, ich muss nicht nur ich selber sein und mich verwirklichen; diese Grundannahme des abgelösten Individualismus zerstört, wir wissen es alle, die Erde und die anderen Lebewesen.

Diese freiwillige Abhängigkeit korrigiert unsere Fixierung auf Autonomie und Selbstverwirklichung, und sie wärmt uns zugleich. „Gottes bedürfen ist des Menschen höchste Vollkommenheit“, sagt Kierkegaard. Aber Gott braucht auch uns, unsern Schutz, unsern Trost, unsere Wärme. Wir brauchen es, gebraucht zu werden. Wir sollten ruhig davon ausgehen, dass es der Gottheit auch eiskalt wird, wenn sie diese Welt anschaut. Zu Karfreitag hat Heinrich Böll gesagt: „Jetzt ist es an der Zeit, Gott zu trösten.“

Dass Gott auf unser Erscheinen wartet, um unsere Wahrheit bittet, ohne unseren Mut in der kalten Trauer des Universums bleibt, ja dass Gott erlöst werden will, dass also selbst ein Konzept wie das der Erlösung ethisch und theologisch im Rahmen der Gegenseitigkeit gedacht werden muß, das sind Entwürfe feministischer Theologie, die notwendig immer weiter in eine neue Art von Mystik hineingehen. Einseitige Beziehungen, in der die eine Person immer die gebende, die andere immer die nur nehmende ist, sind moralisch unerträglich und führen zu neurotischen Verzerrungen. Darum ist das Bild parentaler Liebe für Gottes Beziehung zu uns nicht ausreichend. Wir müssen Freundinnen und Freunde Gottes werden – das ist ein Quäkerausdruck, den ich sehr liebe - und die Infantilität, die das Patriarchat ja gerade in der Beziehung der Frauen zu Gott fördert, überwinden. In der geglückten Ablösung unserer Beziehung zu den

Eltern entsteht Freundschaft, auf gegenseitigem Brauchen beruhend. Indem die Theologie sich von den patriarchalen Denkmustern löst, verwirft sie auch den eigenen Infantilismus.

Diese Phase der feministischen Befreiung ist vielleicht schon beendet. Meine heutigen Ängste um die gute, sich verteilende Macht gehen eher von der Wirtschaft, in der wir leben, aus. Sie braucht und inszeniert eine radikale Individualisierung, die die Konsumenten auf sich selbst verkrümmt wie kein früheres System es leistete. Heute ist Luthers „homo incurvatus in se ipsum“, Luthers Ausdruck für den sündige Menschen, ein Wirtschaftsziel; deswegen muss Gegenseitigkeit und die sich in ihr verteilende Kraft verkleinert oder erübrigt werden.

[Denken Sie an die Frage, die einem immer gestellt wird: „Und was hast Du davon?“ Ich habe dafür ein Musterbeispiel: Ich kam aus El Salvador in Sachen Menschenrechte, und da fragte mich so ein netter, flotter, junger Journalist: „Ach, Frau Sölle, wie kommen sie denn gerade auf El Salvador? Haben Sie da Familie?“ Ich war so absolut sprachlos über diese irrsinnige softe Brutalität, mit der diese Quatschköpfe leben und denken – so soft, liebenswürdig, nett und ahnungslos, dass der mir liebe und werte Begriff der Familie missbraucht wird zum Ausschluss von allen anderen. Ich starrte den Journalisten völlig entsetzt an - damals war ich nicht schlagfertig genug, aber heute würde ich sagen: „Ja, natürlich, jeder Gefolterte ist mein Bruder - Ihrer denn nicht?“]

Gegenseitige Hilfe, gegenseitiges Angewiesensein und mutuale Abhängigkeit sind Grundbedingungen schon des biologischen Lebens auf unserem Planeten. So hätte eine Theologie der Gegenseitigkeit neben der dekonstruktiven Arbeit der Patriarchatskritik eine rekonstruktive zu leisten, die auch ein ökofeministisches Verständnis von Schöpfung neu und zugleich in der Bindung an Bibel und Tradition entwirft.

Neben Martin Buber, Erich Fromm und Abraham Heschel - ich nenne sie in der Reihenfolge meiner Entdeckungen - möchte ich noch Emanuel Levinas nennen, der auch zu diesen großen Lehrern gehört, die mir halfen, die Selbstverkrümmung deutlicher zu sehen.

Wenn wir auf das Ich achten, das diesen Stufenprozess der Erinnerung vollzieht, dann



lässt sich der Übergang von Abwesenheit oder Gott-Vergessen zur Anwesenheit oder Erinnerung Gottes so deuten, dass das Ich, wie Levinas sich ausdrückt, in den Akkusativ gerät. „Me voici!“ ist ein Akkusativ, der von keinem Nominativ abgeleitet ist. Das Ich verliert seine Subjektstellung, sein Handeln und Bestimmen vor aller Beziehung. Wenn der Satz von Martin Buber „Im Anfang war die Beziehung“ stimmt, dann existiert das Ich, weil es angesehen und angerufen, angeklagt und gebraucht wird.

Das Ich zu vergessen ist notwendig, und genau das hat die mystische Tradition gedacht, insofern sie das Gott-Gedenken und das Ich-Vergessen in eine Beziehung setzt. Der Prozess, in dem das Ich aufhört, Gott zu vergessen, ist derselbe, in dem es anfängt, sich selber zu vergessen. Erinnerung und Vergessen sind zwei Seiten eines Aktes. Die Ich-Vergessenheit anstelle der normalen Gott-Vergessenheit gehört mystisch gesprochen in den Bereich des Sich-Versenkens, des Sich-Verlierens, des Sich-Verliebens - alles Tätigkeiten, in denen wir von uns selber fortgehen, in denen wir unser Ego loswerden. Ein Mensch gewinnt ein Gesicht nicht, indem er sich im Spiegel betrachtet. Zum Gesicht gehört das auf etwas anderes Schauen, das Gebanntsein von etwas außer uns selber. Dass wir uns verlieren können in etwas, das nicht wir sind, ist die schönste Art, das Ego zu entmachten und in diesem Sinn, dass das Ich in den Akkusativ gerät, frei zu werden.

[Dies waren einige Gedanken aus meinem Mystikbuch, das sehr ausführlich über das Ich und die Ichlosigkeit handelt. Das ist das Thema, bei dem ich am meisten Streit, vor allem mit Frauen bekomme, die mir dann sagen: „Was soll das bedeuten? Wir haben doch nun gerade erst gelernt zu sagen: „Ich bin schön, ich bin gut, ich bin ganz. Und jetzt nimmst Du uns dies wieder weg!“ Da ist natürlich etwas dran, aber dennoch ist diese Ego-Zentrierung völlig falsch.]

III. Der Rhythmus der Schöpfung

Immer jüdischer werden heißt für mich auch, immer schöpferischer werden. Ich stamme aus einer bildungsbürgerlichen, fast post-

christlichen Familie. [Mein Vater wollte irgendwann einmal aus der Kirche austreten, worauf meine Mutter sagte: „Aber Hans, doch nicht jetzt!“ Damit war der Fall erledigt. Ja, mein Vater war ein Atheist; meine Brüder sagten immer, er sei ein ordinärer Atheist, während wir aufgeklärte Atheisten seien. Ich habe lange darüber nachgedacht, was der Unterschied eigentlich war.] Ich bin durch Christus in die Religion geraten, durch das, was Christus getan hat, wie er gelebt hat, wie er gelitten hat, was mir durch eine Religionslehrerin vermittelt worden war. Heute sehe ich mein damaliges theologisches Denken als allzu „christozentrisch“ an und habe mich vom zweiten Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses mehr auf den Geist, die *ruach* und auf den ersten, den Glauben an den Schöpfer konzentriert. [Auch darüber würde ich gerne mit Fromm streiten: Er kritisiert ja in dem Text, den ich eben vorgelesen habe, auch den Gott, der geschaffen hat. Dass die Schöpfungszählung keine Erklärung der Schöpfung ist, hat sich ja inzwischen herumgesprochen; sie ist ein Loblied, das ist etwas völlig anderes.]

Bei mir hängt die Wendung zur Schöpfung noch mit etwas anderem zusammen, das tief in der Befreiungstheologie verwurzelt ist. Für die befreiende Theologie gilt, dass immer die Opfer der Ausgangspunkt der Wahrnehmung und des anderen Handelns sind. Wir müssen nach den Verlierern, den „losern“ fragen, nicht nach den „winnern“ (wozu heute unsere Kinder erzogen werden). Ist es heute nicht notwendig, neben die rechtlosen Armen die langsam zu Tode gefolterte Mutter Erde zu stellen? Richten nicht auch die wachsenden Widerstandsbewegungen, die wir in Seattle, Prag, Nizza, Davos und in Porto Alegre (Januar 2001) beobachten konnten, ihr Augenmerk auf die ökonomischen *und* die ökologischen Katastrophen, die die Globalisierung von oben im Interesse der „winner“ in Kauf nimmt? [Ich habe seit dem November 1999, seit dem Beginn der neuen Anti-Globalisierungskampagne, begonnen, meinen Alterspessimismus langsam zu überwinden. Seattle war ein Datum in der Menschheitsgeschichte, da fing etwas ganz Neues an. Die neuen Götter dieser Welt, die Wirtschaftsorganisationen wie Weltbank, International Monetary Fund, World Trade Organisation (WTO) wurden angegriffen



in einer Art, wie sie es nie zuvor kannten. Dieser Kampf hat gerade erst begonnen, und er braucht uns alle. Ich möchte Ihnen in dem Zusammenhang ein Buch empfehlen, das ich ganz großartig finde. Es ist von Maria Mies, gerade erst erschienen, und heißt „Globalisierung von unten“. Es beschreibt genau diese Bewegung bis Quebec, und es beschreibt auch die Schwierigkeiten der Globalisierungsgegner. Wir sind in Deutschland an diesem Punkt völlig zurück und müssen darin nun endlich aufholen. Es ist sehr schön an dieser Bewegung, dass sie ökologische und ökonomische Aspekte nun wirklich zusammendenken und beides behandeln.]

Mit Matthew Fox sehe ich heute unsere Mutter, die Erde, am Kreuz hängen. Und das hat auch eine Innenperspektive, die auf die Zerstörung jeder Gestalt der Geschöpflichkeit hinweist. Vor einiger Zeit sah ich eine Talkshow mit einem Mann, der sich nach seinem Tode einfrieren lassen will, Frostschutzmittel werden eingespritzt, er kommt in ein Kühlhaus und wird nach 200 oder 300 Jahren, wenn diese Panne mit dem Tod nicht mehr stattfinden muß, wieder aufgetaut. Prozedur und Aufbewahrung kosten nur 37.000 Dollar, stellte er sachlich fest; und das Schrecklichste für mich war, dass dieser Mann auf mich nicht weniger krank oder gestört wirkte als wir alle sind! Ist diese Panne namens Tod nicht auch vermeidbar, wie so vieles, das Menschen jahrhundertlang als Schicksal annahmen? Das ist in dem gegenwärtig herrschenden Größenwahn eine der Grundfragen.

Der große Schweizer Soziologe Jean Ziegler hat schon 1975 in seinem Buch „Die Lebenden und der Tod“ (neu erschienen 2000 bei Goldmann) nachgewiesen, wie in der herrschenden Kultur das Bewusstsein von Sterblichkeit und Ohnmacht ausgeblendet wird, und die These aufgestellt: „Die Überwindung der Warengesellschaft führt über die Wiederentdeckung des Todes.“ (S. 79)

Ich möchte diese Wiederentdeckung einbetten in ein anderes Nachdenken über die Schöpfung. Ich vermute, dass unser Verständnis von Schöpfung innerhalb der Maschinenwelt einigermaßen beschädigt ist. Gott hat die Welt nicht so geschaffen wie eine Töpferin einen Topf, wie ein Konstrukteur eine Maschine schafft, als ein fertiges Ding, das man wegwirft, wenn es nicht

mehr funktioniert. Die Schöpfung ist bestimmt von einem Rhythmus, einem Wechsel, den wir als Tag und Nacht, Sommer und Winter, Ebbe und Flut, Wärme und Kälte, Jugend und Alter erleben. Wenn Gott in der biblischen Erzählung am Ende schließlich alles als „sehr gut“ ansieht, so ist nicht Perfektion, ewige Dauer, unveränderlicher Bestand gemeint, sondern dieser Rhythmus des Lebens.

Ich liebe ihn. Der Wechsel der Jahreszeiten ist für mich nicht eine bedauerliche Panne, etwas Vermeidbares, sondern ein Teil des - fast möchte ich ganz altmodisch sagen - „irdischen“ Lebens, das von und in diesem Wechsel lebt. Was mir Angst macht, ist die technokratische Sicherheit, dass jederzeit alles, was es auf Erden gibt, verfügbar und käuflich ist: Erdbeeren auch im Dezember, Frühling für Touristen jederzeit, Sex auch im Alter und Spass - in der Weltsprache „fun“ genannt - immerzu. Das Element der Zeit, das Kommen und Gehen, der Rhythmus des Lebens wird in die Verfügbarkeit hinein aufgehoben. Je virtueller die Welt wird, desto weniger brauchen wir es noch wahrzunehmen, dass die Blätter an den Bäumen kommen und gehen. Schulkinder wissen nicht mehr, dass eine Zwiebel, in die Erde gesteckt, Zeit braucht, um ein winziges grünes Spitzchen hervorzutreiben; sie kennen viele Knöpfe, die man drücken muß, um etwas an- oder abzustellen, aber nicht mehr den Rhythmus des Lebens, den nicht wir gemacht haben.

Dass wir immer noch zulassen, dass und wie die Schöpfung vom Allmachtswahn und der Besitzgier Stück um Stück vor unsern Augen zerstört wird, ist mir am deutlichsten in diesem Gefühl zu finden: Gott hat sich das wohl anders gedacht mit der Schöpfung. Wenn ich mit andern zusammen wiederhole: „Ich glaube an Gott den Schöpfer...“, so ist das nicht eine Erklärung oder gar eine Analyse der Welt, es bedeutet eher eine Liebeserklärung, die sich auf diesen Rhythmus des Lebens bezieht. Wir können ihn spüren, wir können ihn erleiden. Wir können ihn sogar loben.

Wir benötigen eine neue Spiritualität, die den Rhythmus des Lebens kennt und akzeptiert. Wir können uns selbst unterbrechen, um diesen Rhythmus des Lebens wahrzunehmen und uns in



ihn einzustimmen. Er ist vor uns da und nach uns da. „Das Große bleibt groß nicht, und klein nicht das Kleine, die Nacht hat zwölf Stunden, dann kommt schon der Tag“ heißt es bei Brecht. Diese Hoffnung kann nur überleben, wenn wir lernen, in diesen Rhythmus einzuwilligen.

Noch ist der Begriff „Ökofeminismus“ nicht ganz eingebürgert bei uns; ich halte ihn allerdings für unverzichtbar, weil er die Parteinahme für die Opfer der technokratischen Globalisierung auf einen Punkt bringt: Die Erde und die überwiegende Mehrheit der Ärmsten, die Frauen sind, werden von den uns beherrschenden Mächten in gleicher Weise als Material, als benutzbare Gegenstände behandelt. Ökofeminismus ist in diesem Zusammenhang der Aufstand und die radikale Kritik an dem Verständnis von Wissenschaft, das Descartes vielleicht am klarsten aussprach, als er die Menschen als „maitres et possesseurs de la nature“ benannte. Unter „Menschen“ verstand er selbstredend den weißen europäischen Mann, der zu den Sklaven, den Frauen und der Natur im gleichen Verhältnis steht: Er ist Herr, Besitzer und Benutzer all dieser Objekte.

In diesem Sinne ist der Ökofeminismus eine Weiterentwicklung von befreiender Theologie, er baut auf ihr auf. Aber zugleich korrigiert er - nun endlich! - einige der großen Schwächen dieser in Lateinamerika entstandenen Theologie. Er korrigiert ihren gewissen Androzentrismus und ihr überzogenes Denken, das die Erde zu wenig wahrnimmt. Unbeachtet und ungehört blieben die Frauen, aber auch „Pachamama“, wie die Aymara, ein Volk in Bolivien, mit dem ich sehr verbunden bin, weil ich einen Schwiegersohn aus diesem Volk habe, die Mutter des Lebens, die Erde, nennen. Ein Anthropozentrismus, ein ausschließlich auf den Menschen und seine Verfügungsmacht bezogenes Denken, hat das Christentum nicht weniger beschädigt als die anderen zerstörerischen Grundtendenzen wie Rassismus, Klassenherrschaft und Sexismus. Befreiende Theologie beginnt mit einem Bruch mit diesen Traditionen der Herrschaft, der Ausplünderung und Unterwerfung. Der Rückgriff auf die Prämoderne ist nicht ein romantisches Spielchen, sondern eine Notwendigkeit. Im Interesse des Überlebens aller brauchen wir heute eine neue Beziehung zur Erde.

Eine ihrer wichtigsten Gestalten ist die Annahme der Endlichkeit des Lebens, das Einverständnis mit seinem natürlichen Rhythmus. Das vielgestaltige Nachdenken über den Tod, das sich z. B. lateinamerikanische Frauen leisten, gehört ins Herz einer anderen, nicht-anthropozentrischen Beziehung zum Leben. Die darin gesuchte Spiritualität gehört zu den grundlegenden Veränderungen, die wir brauchen. Die Annahme der Endlichkeit des Lebens und der Vergänglichkeit des Ichs verbindet uns mit allen anderen Lebewesen, macht aus Besitzern und Benutzerinnen endlich Geschwister. So können wir lernen, mit mehr Recht zu singen: „Jeder Teil dieser Erde ist meinem Volk heilig.“ Auch der Friedhof.

IV. Annahme von Endlichkeit und Ewigem Leben

Ein entfernter Verwandter

In diesem Haus so dacht ich mir
als ich die Freundin wiedersah
nun zweiundneunzig Jahre alt
wohnt der Tod

Und ich war froh
ich wusste nicht
dass er zu Gast sein kann
der Partner ohne festen Wohnsitz
der höflich lächelnd zu Tische sitzt
der Schnitter

Ich weiß zwar nicht
wo er hingehört
der Feind
mit dem ich mich aussöhnen will
und Frieden machen
mit diesem entfernt Verwandten
und an das ewige Leben glauben
nicht meines

Aber dessen
bei dem er angestellt ist

(aus: Geschichten vom Tod und seinem Arbeitgeber. In: Loben ohne zu lügen. Gedichte.)

Zu diesem Rhythmus des Lebens gehört auch das Kommen und Gehen von Menschen, Geborenwerden und Sterben. An Ziegler anknüpfend



würde ich denken, dass eine Wiederentdeckung des Todes für uns in der Gesellschaft, die alles zur käuflichen Ware macht, notwendig ist. Ich erinnere an einen Satz von Christa Wolf aus „Kassandra“, der aus der ersten Phase der neuen Friedensbewegung, der neuen Nachrüstung stammt. „Wenn ihr aufhören könntet zu siegen, so würde diese eure Stadt bestehen.“ Aber gerade das ist Siegern vielleicht unmöglich, nicht nur in Troja. Wir stehen heute vor der zweiten Phase einer totalen Aufrüstung des Weltraums, es gibt eine neue „Vision for 2020“, die sich den Weltraum zu eigen macht, kontrolliert, ausbeutet und beherrscht („to own, control, exploit and dominate outer space“ – das ist das Ziel von Herrn Bush). Das, was bisher das menschliche Leben wesentlich bestimmte, die Endlichkeit des Raumes, soll abgeschafft werden. Und was ist mit der Endlichkeit der Zeit? Sollten wir etwa nicht stärker sein als der sogenannte Schöpfer und auch diese Panne namens Tod abschaffen können?

In der Tradition war der Tod nie nur Feind, nur Sensenmann, und er war erst recht nicht nur ein zu verdrängendes und zu vergessendes Nebenereignis, sondern er stand „mitten im Leben“, wie Luther singen konnte. Er war „Schlafes Bruder“, oder gar mit einem Liebeswort der mystischen Tradition „süßer Tod“ bei Bach. Die religiöse Tradition hat den verrückten Versuch unternommen, Annahme der Endlichkeit und Ewiges Leben zusammen zu denken. Sie ist nicht notwendig jenseitssüchtig und fixiert auf die Unsterblichkeit der Seele, es ist nicht ihr Interesse, die Individualität zu einer ewigen Kategorie zu machen.

Ich möchte meinen letzten Teil mit einem kleinen Gedicht von Erich Fried beginnen:

Ich klage

Die Liebe hat oft und oft den Tod beschrieben,
aber der Tod nicht die Liebe,
und das ist ungerecht.
Der Tod sagt: Ich habe die Liebe immer wieder beschrieben,
nur ihr könnt meine Schrift nicht lesen.
Das ist nicht meine Schuld.

(Erich Fried)

Es ist kein Unglück, wenn man ein Gedicht nicht gleich auf Anhieb versteht. Gott sei Dank gibt es Dinge, die man nicht auf Anhieb versteht.

Ich war auf einer Tagung von Naturwissenschaftlern der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich eingeladen zum Thema „Grenzen“. Die hatten ein großartiges Aufgebot von naturwissenschaftlich und philosophisch Lehrenden. Sie haben nur das Thema Tod überhaupt nicht erwähnt. Ich fand es geradezu frappierend, dass man über Grenzen spricht und die eigentliche natürlichste Grenze gar nicht benennt. In diesem Zusammenhang habe ich mich auch gefragt: Warum können wir die Schrift des Todes nicht lesen? Warum ist unser Verhältnis zum Tod so unerwachsen?

Ich möchte ein paar Gedanken äußern zum Thema der Entgrenzung, weil ich glaube, dass das wichtig ist für unser Verhältnis zur Realität. Wir leben in einer Kultur, die immer noch weitere Grenzen überschreiten will, also schneller, mehr, öfter, weiter sein bzw. dringen will. Diese Attitüde des Entgrenzens wird weiterhin eingeübt. Der Wissende bemächtigt sich der Objekte, und damit wächst die Beziehungsunfähigkeit.

Ich bringe ein paar Beispiele dafür, die sie alle kennen: Der Rhythmus des Lebens wird entgrenzt: Sommer und Winter laufen wir in ähnlich dünnen Hemden herum, denn es ist ja immer ausreichend geheizt. Tag und Nacht spielen keine Rolle mehr. Der Raum wird entgrenzt: Nähe und Ferne werden unwichtiger. Die Zeit wird entgrenzt: Alltag und Feiertag gleichen sich in vielen Hinsichten an. Ich habe vor einiger Zeit in den USA ein Werbeschild gelesen; da stand: Wir haben geöffnet für Sie - 24 Stunden am Tag, 7 Tage in der Woche (24 hours a day, 7 days a week). Man könnte ja auch einfach sagen: immer, aber es wäre nicht so pathetisch, nicht so deutlich, dass wir Herren der Zeit sind und dass eine Einteilung, Begrenzung, also diese jüdische Erfindung Sabbat, einmal in der Woche Ruhe, ganz etwas anderes ist. Sie darf eigentlich gar nicht mehr sein; sie wird hier beleidigt durch ein solches Werbeschildchen. Die Entgrenzung dieser Art zeigt sich an ganz vielen Stellen. Ich denke, dass auch im Verhalten, etwa zur Gewalt, sich eine größere Entgrenzung zeigt: Rücksichtslosigkeit im Alltag, deutlich auch in den Zielen der



Wissenschaft, die wir betreiben: Organersatz als etwas, was gerade Menschen in der dritten Welt zunehmend bedroht. Ich habe 1992 in Brasilien erlebt, wie ein Kind abends nicht nach Hause kam und die Familie sich Sorgen machte; jemand sagte „Da sind doch vorhin Gringos vorbeigegangen, die brauchen doch Nieren.“ Solche Ängste sind indessen als die Zukunft der Elendswelt immer realer geworden. Sie hängen mit unserem Verständnis von Tod und Leben zusammen. Wir haben in der Tat nicht gelernt zu lesen, was der Tod zur Liebe zu sagen hat.

Bei uns haben die Menschen gelernt, was in anderen Welten nicht selbstverständlich ist und was auch in unserer eigenen Geschichte nicht selbstverständlich war: dass man die eigene Welt nur durch Aktivität gewinnt, durch Machen, durch Gestalten. Aber das ist eine zwiespältige Kunst, die wir uns da erobert haben. Das Freiheitsmoment in ihr ist dieses: Wir sind nicht mehr nur Erdulder unseres Geschicks. Wir brauchen uns nicht mehr in stummem Einverständnis unter alles zu beugen, was ist und was kommt. Die Menschen sind Täter geworden. Sie haben gelernt, die Gesetze von Vorgängen zu durchschauen, Distanzen zu überwinden, Einfluß zu nehmen, Rollen zu durchschauen, Krankheiten zu vertreiben, das Leben zu verlängern. Sie haben gelernt, Macher des eigenen Lebens und Schicksals zu sein, wie es für einige Generationen vorher noch undenkbar war.

Diese reine Täterschaft bringt ihr eigenes Unglück mit sich. Es verkümmern die „pathischen“ Begabungen der Menschen, also die Begabungen, die mit dem Leiden, dem Annehmen, dem Dulden, dem Ertragen zusammenhängen, ihre Fähigkeiten, das Leben anzunehmen, Grenzen zuzugeben, das Leben auch im Fragment oder auch in der Gebrochenheit „zu loben“, wie die Tradition das nennt, also als sinnvoll zu betrachten. Wer nur gelernt hat, im Aktionsmodus zu leben, wer sich selber nur als Macher gerechtfertigt sieht, kann nicht mit Situationen umgehen, in denen er nichts mehr machen kann und in denen er als Täter an seine Grenzen stößt. Kann denn ein Macher machtlos sein? Kann er seine Humanität in den Niederlagen des Lebens behalten, wenn sich Sein in der Aktivität und der Herstellung des Lebens erschöpft? Kann er krank sein? Kann er sterben? Oder sind Krankheit und

Tod nur noch die Orte dramatischer Sinnlosigkeit, an die man am besten nicht denkt, die man übersieht oder die man verleugnet?

Die Verleugnung von Niederlagen, von Grenzen ist in der Warengesellschaft erwünscht. Der Tod gehört nicht in die Lebenslandschaft der Macher und Sieger. Darum stirbt es sich so schwer bei uns.

Solange wir der Welt und uns selber gegenüber keine anderen Gesten haben als die der Sieger und Macher, also die imperiale Deutung des Lebens, kann es keine Schwäche geben, die eine Botschaft für uns enthielte, dann sind Krankheit und Tod ohne Fingerzeig, sinnlos, ohne jeden Segen. Sie bleiben Feinde und wir lernen niemals, dass wir Fragment sind und unser Sinn nicht nur in unseren Aktivitäten liegt. Vielleicht aber ist es möglich, widersprüchliche Stimmen zu hören angesichts der Schmerzen. Protest und Fügung, Rebellion und Bejahung, Aufruhr und Demut – ich brauche dieses altmodische Wort gern – gehören zusammen, sie können, so merkwürdig das klingt, Geschwister werden. Was die Demut ohne Aufruhr anrichtet, haben wir seit der Aufklärung gelernt. Ich denke, es ist jetzt an der Zeit zu lernen, was Aufruhr ohne Demut anrichtet. Der Tod ist Feind und Bruder zugleich. Wir mögen mit Hiob das Entsetzen vor den Schmerzen, den Schrecken von Krankheit und Vereinsamung fühlen und sagen: „Ausgelöscht sei der Tag, an dem ich geboren bin“ - und zugleich mit dem heiligen Franz den Tod als unsere Schwester loben. [Das ist einer der wirklich großen Grundgedanken des Franz von Assisi. Als er starb, so wird gesagt, hat er in das Loblied von der Sonne ja noch eine Strophe eingefügt; nicht nur die Sonne und der Mond werden gelobt, sondern auch der Tod, unsere Schwester.]

Wenn wir die Schrift des Todes lesen lernen, leben wir anders. Ich habe in der Biographie von Reich-Ranicki (den ich sonst nicht besonders mag) einen frommen Satz gefunden, den ich ihm nicht zugetraut hätte. Er heißt, „dass Liebe und Tod zueinander gehören, dass wir lieben, weil wir sterben müssen.“ (S. 121) Negativ ausgedrückt: Weil wir den Tod, das Vergehen, den Rhythmus des Geschaffenseins nicht wahrhaben wollen, verletzen wir auch die Liebe.

Ein erster Schritt, diese Haltung zu über-



winden und mit dem Tod zu leben, ist es, sich der Toten zu erinnern. [Das war für mich auch eine entsetzliche Erfahrung in Amerika, diese Blumenhügel, die es da gibt, auf denen keine Kreuze mehr sind, stattdessen gibt es eine Kabine, in der man fragen kann: „Ist meine Tante hier begraben?“ Und dann sagen die „Ja, die liegt da irgendwo“, aber es gibt keinen Ort mehr. Blumen wachsen da, und es sieht alles sehr hübsch aus, aber es ist nicht mehr benannt.] Sich zu erinnern gehört zu diesen uns abhanden gekommenen pathischen Fähigkeiten wie Geduld, Endlichkeitsbewusstsein, Zuhören können, Warten lernen, Gedichte lesen, Religion leben, Sterben können. Von Elie Wiesel habe ich gelernt, dass gerade die Opfer die Gewissheit brauchen, dass wir sie nicht vergessen. Gleichgültigkeit ist die größte Sünde, und die Opfer brauchen vor allem die Gewissheit, „dass wir ihnen unsere Stimme leihen, wenn die ihren erstickt werden.“ (vgl. Brown, Elie Wiesel, *Zeuge für die Menschheit*, Freiburg 1990, S. 254)

Alle Religionen sind, das ist eine Erkenntnis der Religionswissenschaft, am Totenkult entstanden, haben mit den Toten zu tun und bearbeiten diese entscheidende Erfahrung der Grenze: Totenbräuche, Essen mitgeben für die Reise, Erinnerung an die Toten, Nennung der Namen, Einheit der Toten und der Lebenden als eine Einübung in die Sterblichkeit. Dies brauchen wir.

Ich unterbreche noch einmal mit einem kleinen Gedicht, das aus der Friedensbewegung stammt und in diesen Zusammenhang gehört:

Auf einer friedensversammlung

Wir sind nicht nur zehntausend
sagte ich wir sind mehr
die toten der beiden kriege
sind bei uns.

Ein journalist kam fragen
woher ich das wissen wolle
hast du sie nicht gesehen
frag ich den ahnungslosen
hast du deine großmutter
nicht jammern hören
als sie wieder anfangen
wohnst du denn ganz allein
ohne dass tote mal vorbeischaun
einen zu trinken mit dir

bildest du dir wirklich ein
du wärest nur du

Diese Art von Einheit der Toten und der Lebenden - das ist etwas, was in unserer Kultur so abwesend ist, so dass die Barbarei, diese Zunahme von Gewalt, die wir gerade erleben, eigentlich kein Wunder ist. Religion hat die Rolle, die Menschen in Grenzen einzuüben, an Grenzen zu erinnern, die Grenzen natürlichen Existierens bewusst zu machen, sie nicht zu verleugnen, gegen die technizistische Welt an die wirklichen Grenzen von Leben und Lebenserfahrung zu erinnern. Sie ist ein Versuch, die Schrift des Todes zu lesen.

Die Religion sagt ja noch etwas Zweites. Sie sagt, dass wir gottesfähig sind, dass wir wahrheitsfähig sind, transzendenzfähig, liebesfähig. Nichts kann uns scheiden von der Liebe Gottes. Dass wir liebesfähig sind, ist ein im Protestantismus oft verdunkelter Grundgedanke. Vor lauter Sündenbekenntnis fiel gar nicht mehr auf, dass es noch ganz andere Dinge gibt, dass wir tatsächlich zur Liebe fähig sind, dass die Liebe lernbar ist, sie nicht eine völlig abstrakte Utopie ist, sondern dass sie vorkommt, sie auch schon in unserem Leben vorgekommen ist – sonst säßen wir wahrscheinlich nicht hier -, dass wir sie auch schon mal erlebt haben, wenn wir uns daran erinnern wollen, und dass diese Art von Verleugnung der eigenen Transzendenz tödlich ist.

Wir lesen zur Zeit die Schrift des Todes selten und können die Schrift der Liebe deswegen nicht lesen. Ich denke, wir brauchen zwei andere Beziehungen zur Grenze: Das eine ist die Einwurzelung in den Leib, der eben nicht nur eine Maschine ist, bei der man die Ersatzteile wechselt, sondern der nur ein begrenztes Lebenspotential hat, und die Einwurzelung in den Raum, in dem wir zu Hause sind, ein Besser-zu-Hause-Sein in der geschöpflichen Realität. Das andere ist gerade das Gegenteil davon: ein Weitergehen, ein Hier-nicht-ganz-zu-Hause-Sein. [Ich habe in einem anderen Gedicht geschrieben: Mach uns heimisch, halt uns fremd. Das sind zwei Biten an Gott.] Ich glaube, nur wenn man versteht, dass wir nicht ganz zu Hause sind auf der Welt, kann man die Angst und den Hass vor dem Fremden überwinden. Nur wenn du in dir ein Stück der Fremdheit spürst, die Menschen



auf dieser kurzfristig bewohnten Erde haben, wirst du dich annähern an alles, was fremd ist. Das bräuchten wir eigentlich in dieser Periode zunehmender Gewalt, zunehmender falscher Grenzziehungen, die Leute in ihrer Angst vor der Grenzenlosigkeit vornehmen. Vielleicht lernen wir dann, anders umzugehen mit dem Tod und mit der Liebe.

Ein amerikanisches Lied aus dem Gesangbuch heißt „Breathe on me, Breath of God“. Ich habe es im Licht der anderen ökofeministischen Spiritualität, die wir suchen, gesungen und zu übersetzen versucht.

Atem Gottes, hauch mich an
füll du mich wieder mit Leben
dass ich, was du liebst, lieben kann
und retten, was du gegeben

Atem Gottes, weh mich an
bis mein Herz dir offen
bis ich, was du willst, wollen kann
im Handeln und im Hoffen

Atem Gottes, blas mich an
bis ich ganz dein werde
bis dein Feuer in mir brennt
auf der dunklen Erde

Mit der letzten Strophe dieses schönen Liedes über den Atem Gottes, der mich anhaucht, geriet ich in Schwierigkeiten, weil der Verfasser dort vom ewigen Leben spricht und sagt: „Breathe on me, Breath of God, so shall I never die.“ Das brachte ich nicht über die Lippen, dass ich niemals sterben werde. Ich befinde mich in einer Lebensphase, in der ich lerne, dass Gottes Atem des Lebens mich nicht immer mit Leben füllen wird, dass ich zu Staub zerfalle, wenn Gottes *ruach* von mir geht. Soll ich mich dage-

gen wehren? Brauche ich die Unsterblichkeit der Seele, um Gott zu lieben?

Mein innerster Wunsch ist, dass diese Erde bleibt, dass Sommer und Winter, Ebbe und Flut, Land und Meer bleiben und ihren Rhythmus behalten. Dass meine Enkelkinder im Fluß schwimmen und in der Sonne spielen können, dass sie Delphine und Zedern nicht per Video, sondern real erleben dürfen. Ich bin ein Teil der Schöpfung und ich wünsche mir, dass diese wunderbare Erde bleibt. Im Ozean der Liebe Gottes ist auch Platz für mich kleinen Tropfen. Wenn „so shall I never die“ so gemeint ist, kann ich es mitsingen, wenn es aber auf die Unsterblichkeit des Ego hinauswill, dann halte ich das für einen falschen Wunsch, der gegen die Geistin des Lebens gerichtet ist. Ich will nicht erhaben sein über die Natur, mächtiger als sie und vom Kommen und Gehen ausgenommen existieren. Männer, die ihren Samen einfrieren lassen, Ärzte, die von 120 oder 150 Jahren Lebensdauer mit Ersatzorganen träumen, stellen säkularisierte Perversionen falscher religiöser Wünsche dar. Wir brauchen mehr an Geist und einen anderen Atem des Lebens als den, der sich auf das Individuum als letzte Realität konzentriert.

Als ich versuchte, dieses Gebet um Gottes Atem mitzubeten, wurde mir klar, dass wir in unserer Lage um Gottes Geistin nur dann beten, wenn wir die Schöpfung einbeziehen. Heilige *ruach*, bewahre die Schöpfung! Meine letzte Strophe des Gebetes, mit der ich schließen möchte, lautet deshalb:

Atem des Lebens, atme in mir
lehr mich die Luft zu teilen
so wie das Wasser, wie das Brot
Komm, die Erde zu heilen.